

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 23 (1919-1920)
Heft: 4

Artikel: Joos Fadar : ein Leben
Autor: Job, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661735>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Abschiednehmen ist mein Leben...

Ein Abschiednehmen ist mein Leben.
 Nur eine kurze Spanne noch,
 So werd' ich mich von hinnen heben,
 Und von mir sinkt des Leidens Joch...
 — Ein Abschiednehmen ist mein Leben.

Wenn herbstlich glühn die wilden Reben
 Und Maderdüste mich umwehn,
 So wird, dem Menschenleid ergeben,
 Mein Herz in Liebe auferstehn...
 Wenn herbstlich glühn die wilden Reben.

Verwirkt ist meiner Schritte Spur,
 Wenn lenzfroh alle Amseln singen.
 Ich zog vereinsamt durch die Flur,
 Da mir voraus die Besten gingen...
 Und sehnd' folgt ich ihrer Spur...
 — Ein Abschiednehmen ist mein Leben!...

Isabelle Kaiser.

Joos Fadar.

Ein Leben.
 Von Jakob Job, Zürich.

Oben am Hang stand am Waldrand ein kleines Holzhaus. Als ich zum ersten Mal den Berg hinauf stieg zu meinem Dörfchen, zog es mich gleich an. Zu seiner Seite wuchs ein mächtiger Holunderstrauch, und er stand — es war im Vorsommer — in voller Blüte. Ein heller Gruß schimmerte er mir entgegen.

Am nächsten Tage stieg ich ganz hinauf. Das Häuschen schien verlassen. Kein Mensch war zu sehen.

Drunter im Dorf fragte ich nach dem Besitzer. „Dem Joos Fadar gehört's“, sagte mein Nachbar.

„Wohnt er nicht drin, jetzt?“

„Selb schon. Aber man sieht ihn selten.“ Und gleich fing er an von etwas anderem zu reden.

Noch mehrmals war ich droben, ohne den Joos zu sehen. Über eines Morgens, als ich sehr früh, zu einer Bergfahrt gerüstet, den Hang hinan stieg und am Häuschen vorbei ging, trat einer aus dem Stall. Das mußte der Joos sein.

„Tag“, grüßte ich.

„Tag“, kam's zurück, nicht sehr freundlich. Wie ich ein Wort sagen wollte, war er schon wieder im Stall verschwunden.

Das also war der Joos. Eine untersezte, knochige Gestalt. Aus düsterem Gesicht, mit schwarzstruppigem Bart, stachen zwei dunkle, flackernde Augen. Etwas Hartes, Finsternes lag in dem Antlitz.

Lange mußte ich über die Begegnung nachdenken. Später sah ich den Joos hie und da; freilich selten. Er kam nur unter die Leute, wenn er mußte. In der Kirche sah ich ihn nie.

Ging er einmal durchs Dörfchen, grüßte er wohl. Die Leute sagten ein Wort oder zwei, mehr kaum. Selten blieb er einen Augenblick stehen. Die Kinder betrachteten ihn alle mit einer ängstlichen Scheu. Kam das von seinem Aussehen? Oder war etwas zwischen ihnen. Etwas Unausgesprochenes. Warum mied er die Leute, warum mieden sie ihn?

Bei Gelegenheit fragte ich nach ihm. Aber die Bauern blieben verschlossen. „Ja, er ist halt gern allein.“ — „Man sieht ihn selten“. — „Er ist lang fortgewesen, man kennt ihn nimmer recht“. Das war alles, was ich von ihm vernahm.

Einmal hörte ich, daß ihn einer den Buchthäusler nannte. Gleich fuhr ihn aber sein Nachbar an, er solle das Maul halten. Und schaute zu mir herüber, ob ich's gehört. Ich sagte nichts. So mochte er glauben, ich hätte nichts vernommen.

Zu Hause grubelte ich lange nach. Ein Buchthäusler war der Joos. Darum also war er lang fortgewesen. Was er wohl getan hatte? Einen totgeschlagen? Fast sah er so aus. Aber, konnte der Joos wirklich ein Mörder sein?

Bei Gelegenheit wollte ich es zu erfahren suchen. Grad fragen möchte ich nicht. Die Dörfler schienen nicht gern davon zu sprechen.

Da kam der Maiensäffsonntag. Das ganze Dorf war droben auf dem Säff. Die Jungen tanzten. Die Alten tranken und plauschten vor den Hütten. Derweil saß ich mit dem alten Schulmeister, dem Josef Anton, auf dem hölzernen Brunnentrog und sah dem Treiben zu.

„Das ganze Dorf ist ja heut da“, sagte ich zu meinem Nachbar.

„Ja alle. Bis auf einen“, fügte er nach einer kurzen Pause hinzu.

„Und der ist?“

„Der Joos Fadar.“

„Kommt er nie hinauf?“

„Nein, er kommt nimmer.“

Wir schwiegen eine Weile. Ich würgte an einer Frage herum.

„Wie lang ist der Joos im Buchthaus getresem?“ begann ich plötzlich.

Erschrocken drehte sich der Josef Anton um. Und seine unruhigen, klauen Wasseraugen schauten mich schier entsezt an.

„Wenn's der Herr doch schon weiß — stotterte er endlich — dann kann ich's ja sagen. Sieben Jahre.“

Wieder schwiegen wir eine Weile. Sieben Jahre dachte ich. Herrgott, Welch eine Zeit für einen Alpler. Kein Wunder, wenn er da verschlossen und menschenscheu geworden.

„Und, was hat er denn getan, der Joos?“ fragte ich.

Der Schulmeister kaute an seinem Pfeifchen. „Weiß das der Herr nicht auch?“

„Einen erschossen, einen Wildhüter, droben auf der Galmenfluh. Ist ein groß Geschrei gewesen damals. Viele sagten, es sei ein Zufall gewesen. Andere wollten wissen, der Joos hätte auf ihn gezielt. Ich weiß es nicht. Ein groß Lärm war's, als der Landjäger aus dem Tal den Joos holte und die schwarzen Gerichtsherren kamen und zum Berg hinauf stiegen, wo der Tote lag.“

„Und was geschah weiter?“ fragte ich.

„Ja, was geschah weiter. Der Joos wurde beschuldigt, den Wildhüter erschossen zu haben. Hat auch nicht geleugnet. Manche sagten, er hätte sich selbst angezeigt. In der Stadt war Gerichtsverhandlung. Der Fürstand ist hingegangen. Und hat den Bericht gebracht, daß der Joos sieben Jahre Buchthaus bekommen habe. Leute hatte er keine mehr. Seine einzige Schwester war schon früher ins Tal gezogen, weil sie nimmer austkamen zusammen. Weil er nie schaffen mochte, nur immer mit der Flinte in die Berge ging. Das Gericht hat sein Vieh verkauft, das Land verpachtet und die Hütte geschlossen.

Vor einem Jahr ist der Joos wieder erschienen und in sein Haus eingezogen. Dort wohnt er ganz allein, wie der Herr gesehen hat. Schaffen tut er wie ein Tier. Das Gewehr hat er nimmer angerührt. Sonst weiß man wenig von ihm.“

So erzählte der Josef Anton. Und ich fragte nicht weiter. Aber die Tage darauf mußte ich immer an den Joos denken. War er ein Ausgestoßener? Oder einer, der sich selber ausgestoßen hatte?

Ich nahm mir vor, einmal mit ihm zu reden. Aber immer, wenn ich ihn sah, wenn seine schwarzen, finstern Augen einen Moment auf mir ruhten, fand ich kein Wort des Anfangs. Und mit einem „Tag Joos“, oder „Wie geht's?“ schritt ich vorüber.

* * *

An einem heißen Sommertag war ich früh morgens zu Berg gestiegen. Da ein Gewitter drohte, kehrte ich eher als gewöhnlich zurück.

Während ich rüstig den Hang hinunter schritt, ballten sich ringsum die Wolken zusammen. Durch die Berglüden hindurch kamen sie schwarz gezogen; finster hingen sie über der Galmenfluh. Ferne begann der Donner zu rollen.

Wie ich gegen das Dörflein hinunter schritt, sah ich, mitten in einer Menge Heuhaufen, einen ganz allein umherlaufen, sie zusammen tragend auf ein großes Heutuch. Der Foos.

Niemand half ihm. Und niemals würde er vor dem Gewitter fertig werden.

Ich lief den Berg hinunter. Nach wenigen Augenblicken stand ich neben ihm, eben als er sich ein mächtiges Heubündel aufladen wollte.

„Kann ich Euch helfen, Foos?“ fragte ich und warf Sack und Stock zur Seite.

„Wenn's der Herr gerne tut“, erwiderte er, schaute mich aber erstaunt an dabei. Ich griff zur Gabel, während er der Hütte zulief.

Als er feuchend zurückkehrte, hatte ich ein neues Bündel zusammen getragen und im Tuche fest gebunden. Schweigend lud er es auf seinen breiten Nacken und schritt davon.

So schafften wir neben einander, ohne ein Wort zu sagen. Nur daß manchmal ein Blick hin und her flog.

Indessen war das Gewitter immer näher gerückt. Während wir daran waren, das letzte Bündel zu binden, brach es los. Ein gewaltiger Donner krachte. Zugleich begann der Regen nieder zu strömen.

In großen Sprüngen eilten wir der Hütte zu. Unter dem breiten Vor-dach blieben wir stehen.

„Wollt Ihr nicht herein kommen, Herr, bis das Wetter vorbei ist? Es dauert wohl nicht lange“, sagte der Foos und öffnete die Tür.

Ich folgte ihm, zunächst in die Küche; dann, über eine hohe Schwelle stolpernd, in die Stube. Ein großer Ofen, ein Tisch, eine Bank standen darin. An der Wand ein Gestell mit wenigen Eßgeschirren.

Ich ließ mich am Fenster nieder und schaute in den Regen hinaus. Derweil brachte der Foos aus der Küche einen Laib Brot, dazu Käse und Milch und legte alles vor mich hin.

„Wenn Ihr etwas essen wollt!“

Er selbst stellte sich ans Fenster, den breiten Rücken mir zugewendet. Brot und Milch blieben unberührt.

Plötzlich wandte sich der Foos um: „Habt Ihr nicht Hunger, Herr? Oder, mögt Ihr nicht, weil's von mir ist?“

Ich schaute ihn erschrocken an. „Wie meint Ihr das?“

„Ihr wißt doch, Herr — seine Augen flackerten unheimlich — daß sie mich drunten den Buchthäusler nennen.“

„Einstmal hab ich's gehört, ja. Doch, warum erinnert Ihr mich selbst daran?“

„Viele Leute mögen nicht mit einem Totschläger zusammen leben, noch weniger von seinem Brote essen“, sagte er hart. Er stand jetzt breit mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt, vor dem die Blitze niedergingen.

„Toos“, sagte ich, und war fast ein wenig hilflos, „Brot essen mag ich jetzt auch keines. Aber mit Euch reden möcht ich“. Ich schaute ihn an. Er schwieg. „Wollt Ihr mir nicht erzählen, wie alles gekommen ist?“

„Wird wohl wenig nützen, Herr“, sagte er finster.

Ich wartete; aber er blieb stumm.

„Warum sondert Ihr Euch ab; warum geht Ihr nicht unter die Leute, da Ihr doch Eure Schuld gebüßt habt? Warum kommt Ihr nie zur Kirche? Könnetet Ihr nicht einen Trost dort finden?“ sagte ich leise.

„Wer mit sich allein zu streiten hat, braucht die Leute nicht. Sie hindern ihn nur. Und die Leute sind froh, wenn ich nicht komme. Sie scheuen mich, und die Kinder fürchten mich. Und tu doch keinem was zu leide.“ Seine Stimme klang fast sanft. „Und die Kirche. Brauch ich die Kirche? Bin ich nicht immer und alle Zeit mit Gott zusammen. Wenn ich ihn suche, muß ich da in die Kirche gehen?“

„Wenn Ihr ihn sucht!“ sagte ich ernst. Und gleich reute mich das Wort.

Denn wie ein Schrei klang's durch die stille Stube: „Ob ich ihn finde, Herr . . .“ Und leiser fuhr er fort: „Ihr seid noch jung und habt wohl wenig erlebt. Und kennt Gott und den Himmel besser als die Menschen. Seht, in den langen Jahren, da ich einsam in meiner Zelle saß, habe ich über vieles nachgedacht. Auch über Gott und die Welt. Vor der Welt habe ich meine Schuld gebüßt, aber nicht vor mir und nicht vor Gott. Die Reue tut's nicht! Ich warte auf eine Tat, die mich vor mir selber reinigen wird. Eine Tat, die Gott mich vielleicht heißen wird. Der Gott, den ich von ganzem Herzen suche.“

Ich saß erschüttert. Ganz leise hatte der Toos gesprochen, fast sanft wie ein Kind. Ich wußte kein Wort zu sagen. So schwiegen wir beide. Eine schwüle, dumpfe Stille war in der Stube.

Plötzlich drehte sich der Toos zum Fenster um. „Der Regen hat nachgelassen, Herr. Wenn Ihr jetzt geht, werdet Ihr trocken nach Hause kommen.“

Ich schaute auf. Wirklich war das Gewitter vergangen. Ferne rollten die Donner.

So stand ich auf, nahm Sack und Stock und reichte dem Toos die Hand. „Denkt daran, daß Ihr einen Freund an mir habt, wenn Ihr einen braucht.“

„Danke, Herr“, sagte er, schon wieder härter, „ich werde wohl selbst den rechten Weg finden.“

Damit begleitete er mich über die Schwelle.

Wie ich mich noch einmal umschauten, war er schon wieder verschwunden.
Hart schlug die Türe ins Schloß.

* * *

Der Herbst kam. Die Männer und Burschen fast alle zogen mit dem Gewehr auf die Gemsjagd. Nur einen sah ich nie bewaffnet in die Berge gehen: den Joso.

„Seit er zurück gekommen ist, röhrt er kein Gewehr mehr an“, sagte der Josef Anton.

An einem dieser wundervollen Herbstmorgen zog ich aus, um noch einmal in diesem Jahr die Fluh zu ersteigen. Es tagte erst, als ich die taufrischen Hänge emporstießt. Sie lagen noch im Dunkel, der Berg stand vor der Sonne.

Wie ich hinaufschauete, zum Gipfel, sah ich über mir im Gestein einen schwarzen Fleck, der sich bewegte.

Sieh da; einer, der noch früher gewesen ist, dachte ich.

Ich beeilte mich nicht, ihn einzuholen. Ich genoß diesen Morgen gerne allein.

So war mir der dunkle Schatten immer voraus. Oft verschwand er zwischen den Felsen; eine Zeit lang war er unsichtbar, dann sah ich ihn wieder sich aufwärts bewegen.

Mehrmals wiederholte sich das. Der Abstand zwischen uns wurde immer kleiner. Mittlerweile war ich ins Geröll und in die Felsen gekommen. Der Aufblick war mir verdeckt.

Wie ich nach einem Klettern abseits vom Weg um einen Vorsprung des Berges herum kam, sah ich den Menschen, kaum hundert Meter über mir, auf einer Felsplatte liegen und gespannt an die jenseitige Wand hüberblicken.

Ein Gemsjäger, dachte ich und sann, wer es wohl sein möchte.

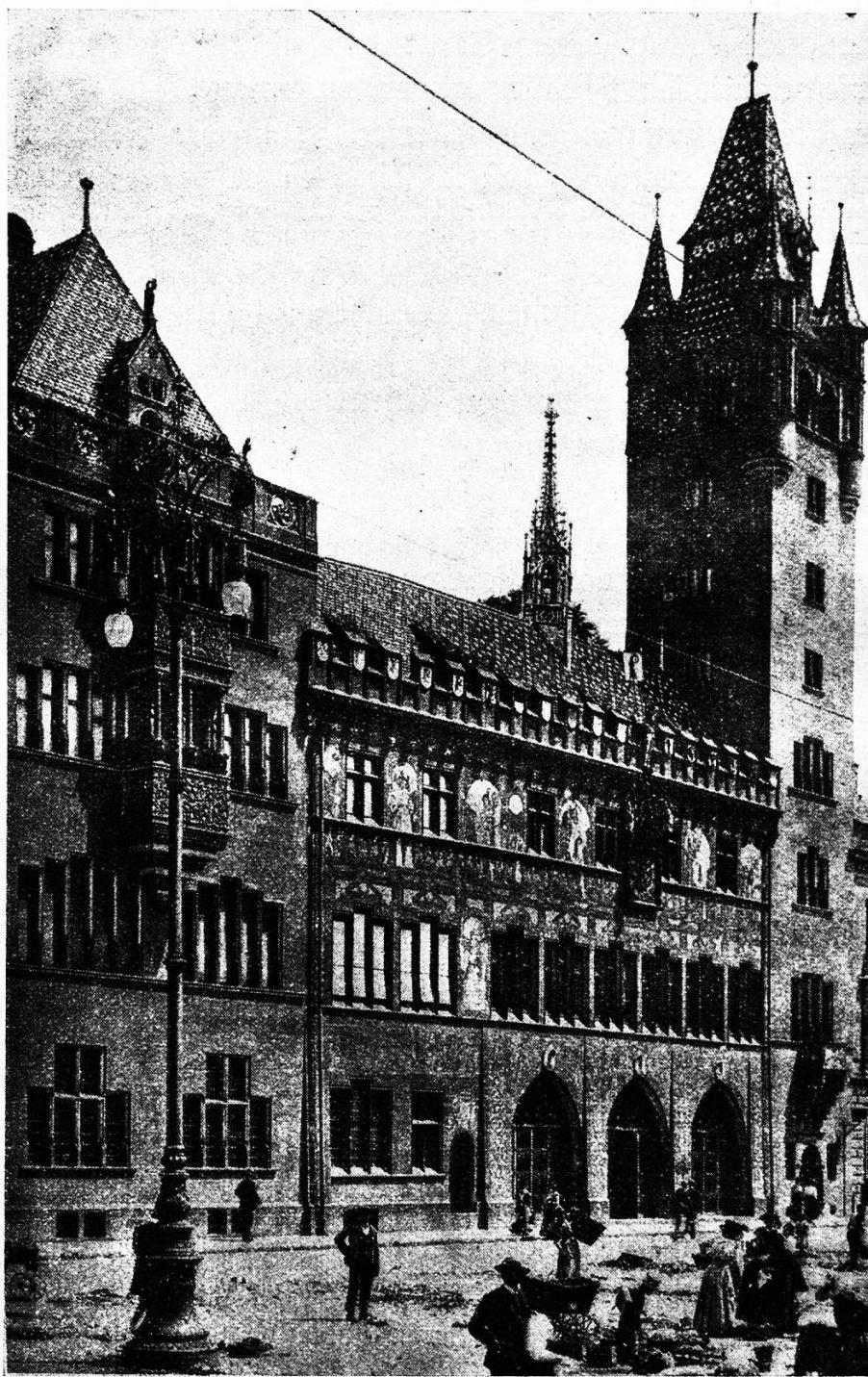
Langsam — der Weg war steil und beschwerlich — kletterte ich aufwärts. Immer näher kam ich dem unbeweglich liegenden, der nichts sah und nichts hörte.

Plötzlich blieb ich stehen. An der Wand gegenüber bewegte sich etwas. Ich duckte mich und schaute scharf hinüber. Um einen Vorsprung herum, vorsichtig Ausschau haltend, kamen ein paar Gemsen; kletterten dann in einigen tollen Sprüngen den Hang hinunter auf einen kleinen grünen Rasenplatz. Einen Augenblick schauten sie sich um, streckten die Köpfe in die Luft. Dann begannen sie zu grasen.

Ich schaute aufwärts. Unbeweglich lag die schwarze Gestalt auf dem Felsen. Doch jetzt schob sie sich ein wenig nach vorn. Ich sah einen Gewehrlauf blitzten. Jetzt ...

Ich blickte schon wieder hinüber zu der Gemsherde. Gleich mußte der Knall ertönen. Ich hielt den Atem an ...

Da — ein greller Pfiff. Nach allen Seiten rasten die Tiere aus einander. Ein ... zwei Augenblicke ... sie waren verschwunden.



Das Basler Rathaus.

Mein Blick flog nach oben. Da sah ich etwas Seltsames: Auf dem Felsen stand hochaufgerichtet der Jäger und hielt in den Händen erhoben sein Gewehr. Der Lauf blitzte in der Sonne. Unbeweglich stand der Mensch.

Doch jetzt drehte er sich nach links und rechts, links und rechts, immer toller und, das Gewehr mit beiden Händen am Laufe haltend, schwang er es wild herum und schlug den Kolben auf die Felsen nieder, daß die Splitter um ihn her flogen. Und wie er nur noch den Stumpf in den Händen hielt, reckte er sich hoch auf und schleuderte ihn mit gewaltigem Schwunge in die Tiefe.

Ich stand und konnte keinen Schritt tun. Ich starrte auf den Menschen, der wie verzückt sein Zerstörungswerk vollbrachte.

Jetzt knickte er zusammen und fiel erschafft auf den Felsen nieder. Dabei wandte er sich gegen mich, sodaß ich sein Gesicht sah. Ich erkannte ihn. Nur einer hatte diesen wilden, struppigen Bart, diese stechenden Augen: der Soos.

Erschrocken fuhr ich zusammen. Was tat er? Hatte ihn der Wahnsinn ergriffen in seiner Einsamkeit?

Ich rannte hinauf, sprang über Felsen und Blöcke. Das Herz schlug wild. Ich zerriß mir Kleider und Hände. Was schadete es; wenn ich ihn nur erreichte.

Jetzt war ich so nahe, daß er mich sehen mußte. Aber er lag zusammen gesunken auf dem Felsblocke und starrte in die Tiefe.

Ich rief ihn an. Erschrocken kehrte er sich um und schaute mich mit entsetzten Augen an.

„Was tut Ihr? Was für ein Geist ist in Euch gefahren?“ leuchte ich.

„Der Mordgeist, Herr“, sagte er dumpf und wie erschöpft. „Aber ich habe ihn ausgetrieben.“ Und er schaute auf die Splitter, die rings am Boden lagen.

Er schwieg, während ich ganz zu ihm hin trat.

„Ihr schaut mich an, Herr“, sagte er dann, „und wißt nicht, was Ihr denken sollt. Ich habe heute die alte Mordgier, die immer noch in mir war, ausgerottet. — Leicht hätt' es auch anders kommen können“, fügte er leiser hinzu.

„Ich bin hinter Euch gewesen, fast zwei Stunden lang. Freilich, ohne zu wissen, daß Ihr es wart“, sagte ich. „Ich sah Euch spähen, zielen und — Gerichtstag halten.“

„Ja, so mögt Ihr's nennen, Herr. Ein Gerichtstag war's; freilich ein anderer als jener, der vor acht Jahren über mich ergangen“, antwortete er. Und nach einer Pause fügte er hinzu: „Ihr habt mich einmal gefragt, ob ich Euch nicht erzählen wolle, wie alles gekommen sei. Damals schlug ich es ab, weil ich's nicht erzählen konnte. Heute, hier auf dem Berg mögt Ihr es hören, wenn es Euch recht ist.“

Was sollte es mir nicht recht sein. Schon lange hatte ich ja darauf gewartet.

Und so sind wir neben einander gesessen, hoch auf dem Berg über dem

schaurigen Abgrund. Und in der goldigen Frühe dieses Spätsommertages hat mir der Soos seine Geschichte erzählt:

In meinem vierzehnten Jahre mag's gewesen sein. Da nahm mich mein Vater — er ist schon lange tot und hat mein Unglück nimmer erlebt — zum erstenmal auf die Gemsjagd mit. Ich trug kein Gewehr. „Es ist noch zu schwer für Dich“, hatte der Vater gesagt. „Und wenn Du nichts träfest, wär's schade ums Blei.“

Hier oben lagen wir, Vater und ich, unbeweglich, mit scharfen Augen hinüber spähend. Jetzt begann sich dort am Hang etwas zu regen. Drei, vier Gemsen. Ich konnte mich vor Aufregung kaum halten, rutschte hin und her, bis mir der Vater ein scharfes Scht! in die Ohren blies.

Er selbst lag unbeweglich, kein Muskel zuckte, seine Augen stachen wie Speere. Jetzt sah ich, wie er die Flinte ein wenig hob, wie er anlegte, zielte. Alle Kraft mußte ich zusammen nehmen, um ruhig zu bleiben.

Jetzt ertönte neben mir ein leiser Knall, gleich ein lauter Knall. Furchtbar grellte er mir in den Ohren. Zitternd vor Erregung sprang ich auf und schaute hinüber. Die Gemsen waren verschwunden. Aber auf dem hellen Grün des Rasens lag ein dunkler Fleck.

„Getroffen!“ schrie ich.

„Was gibt's denn da zu schreien?“ sagte der Vater, stand ruhig auf und sicherte das Gewehr. Dann liefen wir in großen Sprüngen den Berg hinab, über Schutt und Geröll, kletterten Felsen hinunter, bis wir zum jenseitigen Hang gelangten.

Da lag die Gemse. Die Kugel hatte sie in den Kopf getroffen. Ruhig nahm sie der Vater auf, band ihr die Füße zusammen und legte sie über die Schultern, während ich voll Aufregung daneben stand. Ziemlich schweigsam gingen wir heim.

Die Nacht darauf konnte ich nicht schlafen. Immer war mir, als liege ich noch droben auf der Lauer. Ich hörte den Knall des Gewehres, sah die Gemse fallen, rannte den Berg hinan, eine Spur verfolgend — und erwachte zitternd vor Aufregung, naß vom Schweiß, todmüde.

An jenem Tag, Herr, hat mich die Jagdgier erfaßt und mich nimmer los gelassen, bis das Unglück da war.

Von diesem Tage an lag ich meinem Vater in den Ohren, mir auch ein Gewehr zu geben. Umsonst. „Bald Du eingesegnet bist“, sagte er. „Eine Flinte ist kein Kinderspielzeug.“ Eingesegnet! Herrgott, das ging noch eine lange Zeit.

Und das warten müssen vergrößerte nur meine Gier. Immer ungestümer wurde mein Verlangen. Ich wurde ein schlechter Begleiter, war unruhig, aufgeregt, schrie im entscheidenden Augenblick, daß der Vater zornig mir drohte, mich nicht mehr mitzunehmen, und darin bestärkt wurde: als

Jäger sei ich noch viel zu jung und aufgeregt, ein Schütze brauche kaltes Blut.

Aber je weiter er mich so von dem erstrebten Ziele hielt, um so heißer wurde meine Begierde.

Und eines Sonntags — der Vater war am Abend vorher auf die Alp gestiegen — hielt ich es nimmer aus. Nachdem ich die halbe Nacht wach gelegen hatte, stand ich am frühesten Morgen auf und schlich leise in die Stube, wo hinter dem Lehmofen Vaters Flinten stand. Bitternd griff ich nach ihr. Jetzt war sie in meiner Hand. Leise stieg ich die Treppe hinunter, sorgsam darauf achzend, daß sie nicht knarrte. Öffnete zage und ein wenig schlitternd die schwere Tür und zog sie geräuschlos hinter mir zu.

Und dann rannte ich voll Angst, die Mutter könnte mich doch gehört haben und zurückzurufen, den Berg hinan, der Galmenfluh zu.

Ich weiß nimmer, wie alles geschah. Weiß nur, daß ich zitternd hinter einem Felsen lag, schweißgebadet von dem ungestümen Aufstieg. Wie ich umsonst wartete, dann weiter kletterte, immer höher. Wie ich endlich, über einen kleinen Grat steigend, ein paar Gemsen erblickte.

Ich wollte näher schleichen, duckte mich. Aber schon hatten sie mich gesehen und stoben davon. Ich riß die Flinten an die Achsel; ohne zu zielen, schoß ich in die Schar hinein. Schrecklich gellte der Knall in meinen Ohren und widerhallte an den Felswänden.

Ich starrte nach dem Kasenband. Das Rauchwölklein verzog sich, die Gemsen waren alle verschwunden, einsam und still lag das grüne Flecklein Wiese.

Mit fiebrigen Augen schaute ich hin. Nichts dunkles war zu entdecken. Ich hatte gefehlt, nicht getroffen. Also hatte der Vater doch recht gehabt.

Aber nein, er sollte durfte nicht recht haben.

Ernüchtert begann ich abwärts zu steigen, weglos, planlos. Meine Aufregung war mit einem Schlag vorüber; ich hatte nur noch den einen Gedanken: Doch heute noch zu zeigen, daß ich im stande sei, zu treffen.

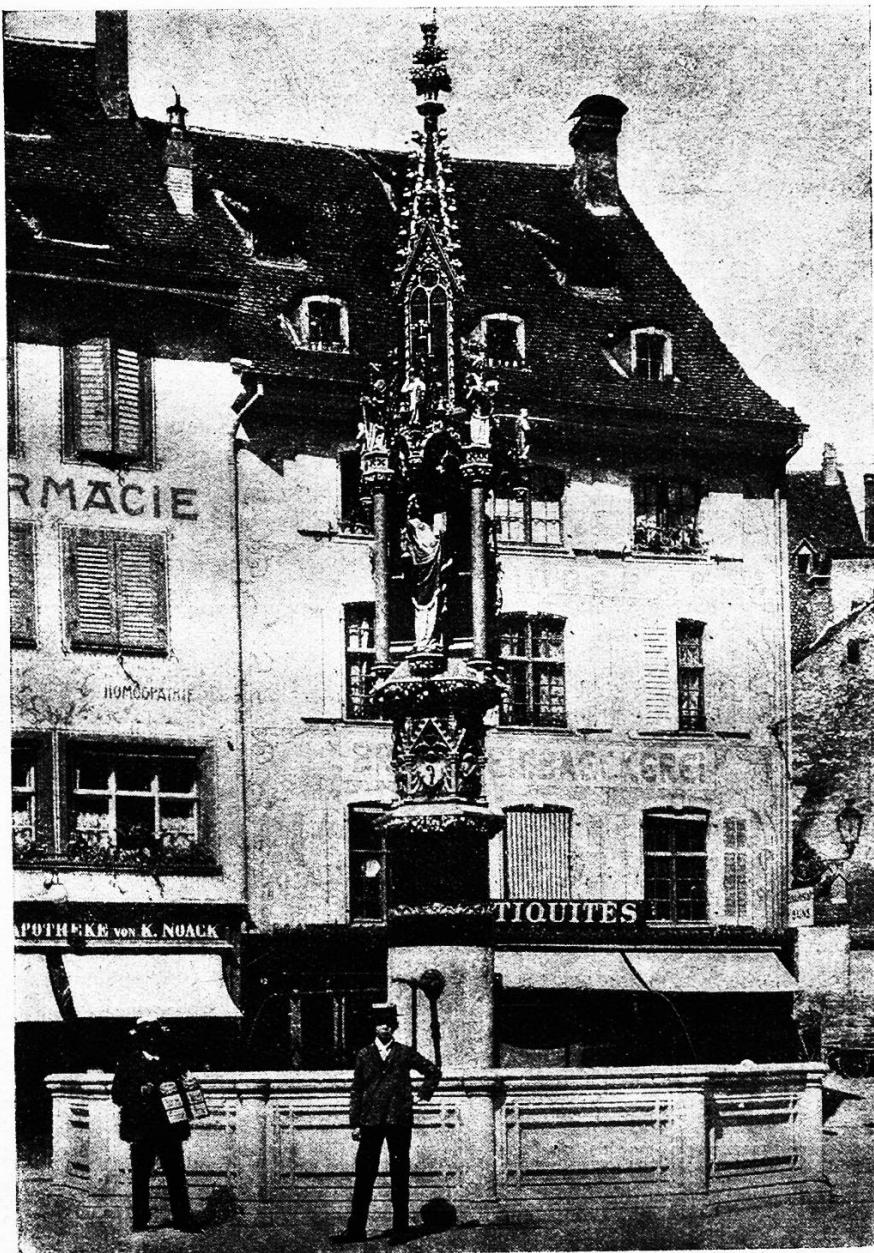
Und wie ich so im Fels und Gestein umherirrte, entdeckte ich unversehens, nicht weit von mir, eine einsam weidende, wohl versprengte Gemse. Blitzschnell warf ich mich zu Boden und schaute hinüber. Sie graste ruhig weiter.

Leise zog ich das Gewehr heran, schob mich nach vorn, um freies Feld zu haben, hob die Flinten an die Schulter, zielte genau, hielt den Atem an und drückte ab. Der Schuß krachte, und durch den Pulverdampf sah ich die Gemse zu Boden stürzen.

Ich sprang auf und rannte in tollen Sägen auf sie zu. Sie lag regungslos und schaute mich mit dunklen Augen vorwurfsvoll an. Aber ich

hatte keinen Blick dafür. In mir war eine erstickende Freude über den gelungenen Schuß, eine Freude, die ich laut hinaus schreien mußte.

Wie ich, die Gemse auf dem Rücken, heimkehrte, fand ich die Mutter in einer großen Aufregung. Sie hatte mein Bett leer gefunden, das Gewehr vermisst. Aber froh darüber, mich heil und gesund wieder zu haben, vergiß sie das Schelten. Aber die Gemse schaute sie nicht an.



Der Fischmarktbrunnen in Basel.

Und aus den Bortwürfen und schlimmen Worten, die mir der Vater gab, als er am Abend zurückkehrte, hörte ich doch einen gewissen Stolz auf seinen Buben heraus.

Und als er wieder auf die Jagd ging, hieß er mich mitkommen, und ohne daß ich ihn bat, gab er mir ein Gewehr in die Hand.

Und so, — Herr — fügte der Zoos nach einem kurzen Stillsein hinzu — so bin ich ein Gemsjäger geworden. Einer von denen, die alles wagen, die keine Gefahr schreckt, die nur ein Ziel kennen: zum Schuß zu kommen. Die rücksichtslos gegen sich und andere in den Bergen herrschen.

Meine Jagdgier wurde auch nicht vermindert, als man eines Tages den Vater tot heimbrachte. Er war, wohl bei der Verfolgung eines Tieres, eine steile Felswand hinunter gestürzt. Kaum hatten wir ihn begraben, zog ich wieder aus, seinen Tod an den Gemsen zu rächen.

Unendlich lang wurde mir stets die Schonzeit; kaum mochte ich den Herbst erwarten.

Und so ging's, Jahr um Jahr, bis jener Unglücksstag kam, von dem Ihr wißt."

Der Zoos hielt inne, schaute in die Weite, hinüber an die, von der Sonne hell beleuchteten Hänge. Mit schwerer Hand fuhr er sich über die Stirne, wie um einen dunklen Schatten weg zu wischen. Dann fuhr er leise fort zu erzählen.

„An einem so wundervollen Herbsttag wie heute war es, als ich hier oben an der Fluh einem Gemsrudel nachspürte. Ich hatte seine Fährte und stieg ihm nach, stundenlang, fast wollte ich beginnen daran zu zweifeln, noch zum Schusse zu kommen, als ich, um einen Grat hiegend, seitwärts am Abhang einen Gemshock gewährte.

Vorsichtig schlich ich näher. Plötzlich hob der Bock witternd den Kopf, lauschte einen Augenblick und raste davon. Ich ihm nach.

An den steilen Felsen vorwärts, seitwärts, auf und nieder kletternd, gelangte ich nach einer mühseligen Stunde auf einen Grat und hatte nun den Blick an den jenseitigen Hang frei.

Ich suchte, den Kopf über den Grat vorgeschoben, die Felsen ab. Endlich entdeckte ich seitwärts auf einem schmalen Rasenband zwei Gemsen.

Ich schob mich vorwärts, um die Hände frei zu bekommen. Wie ich aber anlegte, tauchte plötzlich vor mir, genau in der Schußlinie, eine Gestalt auf. Ich wartete. Sie bewegte sich. Ich winkte. Umsonst. Sie wich nicht zur Seite, sondern kam auf mich zu.

Ich war wie zerrissen. Im nächsten Augenblick mußten die Gemsen den Menschen wittern. Dann ging ich wieder leer aus.

Immer näher kam er. Immer näher und immer genau in der Richtung auf mich. Ich zitterte vor Erregung.

Plötzlich bemerkte ich, daß er eine Uniform trug. Ein Grenzwächter oder ein Wildhüter! Ich mußte bei der Verfolgung der Tiere über die Grenze gekommen sein. Nun waren sie für mich verloren; war ich ein Gefangener.

In meinem Kopf schoßten die Gedanken durcheinander. Keinen Moment konnte ich klar überlegen, was ich zu tun hatte. Das Jagdfieber über-

wucherte alles. Immer war in mir nur der eine Gedanke: Du mußt die Gemse haben, mußt sie haben!

Noch immer weideten sie arglos. Wieder zog ich das Gewehr an mich. Närer kam der Uniformierte.

Jetzt hoben die Tiere die Köpfe. Im nächsten Augenblick mußten sie verschwinden.

Was nun geschah, weiß ich nimmer genau. Über mich kam es wie ein Fieber. Ich weiß nur, wie ich das Gewehr an die Schulter riß, wie der Grenzwächter die Hand hob und winkte, wie die Gemsen auffielen, wie plötzlich ein Schuß krachte, und wie ... der Grenzwächter ... zusammenbrach.

Bitternd hielt ich das Gewehr in den Händen. Keuchte. Und kalter Schweiß rann mir über das Gesicht in den Bart.

Dann sank ich erschöpft zusammen. Ich wagte nicht hinzuschauen. Nur zu gut wußte ich, was geschehen war.

Endlich raffte ich mich auf. Vielleicht war er nicht tot, war er noch zu retten.

Im Geröll sah ich ihn liegen. Regungslos. Schwankend stand ich auf. Taumelnd schlepppte ich mich über den Schuttabhang der Stelle zu.

Jetzt stand ich vor ihm. Er lag mit dem Gesicht gegen die Erde, lang ausgestreckt. Die Hände hatte er ausgebreitet. Das Gewehr, das er wohl im letzten Augenblick von sich geworfen, lag ein paar Schritte abseits. Die Mütze war ihm vom Kopf geglitten; aus dem Halse strömte dunkles, rotes Blut. Ich hob ihm das Haupt. Es war ein junger Mensch. Dunkle Locken fielen in die weiße Stirn. Die Augen waren gebrochen. Er war tot. Die Schlagader war durchschossen.

Stumm kniete ich neben ihm und versank in Gedanken. Wie ich darnach heim kam, wußte ich nicht und weiß es auch heute noch nicht. Ein paar Tage blieb ich in meinem Hause versteckt, wagte nicht unter die Leute zu gehen, wagte aber auch nicht meine Tat zu gestehen. So hörte ich auch nicht, ob man den Toten gefunden.

Da, am vierten oder fünften Tag sah ich den Taler-Landjäger zu meinem Haus hinaufsteigen. Ich wußte, was er wollte. Man hatte wohl droben auf der Fluh mein Gewehr gefunden.

Verlegen trat er über meine Schwelle und wußte nicht, was er sagen sollte. Ich kam ihm zuvor: „Ich weiß, warum Du kommst. Hast hab ich auf Dich gewartet. Ich hab's getan, wenn ich auch nicht weiß wieso. Und nun, nimm mich mit.“

So erzählte der Zoos; erzählte, als ob er eine unsägliche Last vom Herzen wälze. Und ich sah, wie er bleich geworden, wie er zitterte.

„Was dann geschehen ist“, fuhr er fort, „wüßt Ihr Herr. Als ich aus dem Gefängnis heimkehrte, habe ich mir geschworen, kein Gewehr mehr anzu-



Fischfang unter dem Eise. Gemälde von J. Eknaes.

rühren. Und ich habe den Schwur gehalten. Wochen- und monatelang stand die Waffe im Hause, monatelang habe ich die oft wiederkehrende Jagdlust niedergekämpft.

Bis heute. Ich weiß nicht, welch ein Geist über mich gekommen ist, daß ich plötzlich das Gewehr ergriff und zu Berge stieg. Fast wäre ich meinem Schwur untreu geworden; aber noch im letzten Augenblick erinnerte ich mich daran. Und nun — er sah auf die herumliegenden Splitter — werde ich wohl für immer geheilt sein."

Schweigend hatte ich zugehört. Und schwieg auch jetzt, da der Zoos geendet. Ich saß erschüttert vor diesem Geständnis. Sah vor mir ein wildes Leben, eine unüberlegte dunkle Tat, eine große Schuld, eine lange Sühne und eine tiefe Reue.

Dann streckte ich ihm die Hand zu: „Ich danke Euch Zoos, daß Ihr mir das alles erzählt habt. Jetzt sind wir Freunde geworden. Möge es Euch leichter werden zu tragen, jetzt, da Ihr einem Menschen erzählt habt, wie es gekommen. Und plagt Euch nimmer damit. Was Ihr gesucht, habt Ihr gesühnt. Und wer eine Tat schwer bereut, der darf ruhig seinen Weg gehen, den sein Gewissen ihn heißen wird, und braucht sich nicht vor den Menschen zu scheuen.“

„Das tu ich auch nicht, Herr; aber ich hoffe auf einen Tag, um auch in der Tat zu sühnen. Und ich suche ihn in meiner Einsamkeit.“

„Mögt Ihr ihn finden, und bald“, sagte ich.

Damit schieden wir. Ich blieb an derselben Stelle und sah ihm nach, bis er verschwunden war. Die Lust zu einem Aufstieg war mir vergangen. Sinnend saß ich noch eine Weile und schritt dann gegen Mittag den Berg hinunter, heimzu.

* * *

Den Winter über sah ich den Zoos selten. Als der Frühling kam, zog ich für ein paar Wochen aus meinen Bergen hinaus, ins Tal hinab, an den blauen, frühlingswarmen See. Von meinen Dörflern hörte ich nichts. Es schien alles seinen gewohnten Gang zu gehen.

Da, etwa am zehnten Tage, brachte mir die Post einen schweren Brief. Ich erkannte an der Aufschrift die zitternde Hand des Schulmeisters.

Rasch riß ich den Umschlag auf. Zwei große, beschriebene Bogen steckten darin.

„Lieber Herr Pfarrer, las ich. Wir hätten Ihnen wohl gerne die Ferien gegönnt, aber ich muß Sie schon heute zurückrufen. Ein großes Unglück ist über das Dorf gekommen. Die letzten Tage waren schlimm wegen dem Föhn. Es war, als ob aller Schnee zugleich zergehen wollte. An allen Hängen gingen die Lawinen und Rüffinen nieder. Viele Ställe mußten wir räumen, weil sie nimmer sicher waren.“

Und gestern geschah das Schlimmste. Von der Galmenfluß ging eine mächtige Lawine nieder, wo noch nie eine gegangen. Auf des Wilhelms und Jakobs Haus kam sie hergesaust.

Die ganze Nacht hatte es gedonnert in den Bergen. Am Morgen ließ der Fürstand die Glocke läuten, um die Männer zu versammeln. Fast alle kamen sie her, auch die Frauen, die in der Kirche beten wollten.

Und während wir rieten, was zu tun sei, ertönte ein gewaltiges Donnern und Krachen, und wir sahen eine mächtige Schneewand das Dorf herauschießen. Helfen konnten wir nimmer. Den Jakob und seine Frau mußten wir halten, weil sie sonst ins Unglück hinein gerannt wären. Sie schreien nach ihren Kindern, die noch im Haus drin waren.

Die Lawine hatte einen Stadel erfaßt und schob ihn vor sich her gegen das Haus zu. Krachend stürzten sie ineinander. Die Mauern wankten, der Giebel senkte sich, aber noch stand es. Die Lawine ging weiter, langsamer, langsamer. Endlich stand sie still.

Dunkel ragte das halb gebrochene Haus aus dem weißen Schnee. Wir hörten daraus ein leises Rufen, hörten das heisere Brüllen des Viehs.

Alle liefen wir nach Haken und Schaufeln, um einen Weg hinzu zu graben. Wir schafften, was wir konnten. Alten voran der Zoos Vadar. Niemand wußte, woher er gekommen, wann er gekommen. Niemand fragte. Er war einfach da und schaffte für drei. Als ob es sein eigen Haus gewesen wäre.

Immer näher kamen wir der Unglücksstelle. Aber leiser, immer leiser tönte das Rufen.

Da warf auf einmal der Zoos die Schaufel zur Seite, griff nach einer Haue und schlug und bahnte sich einen Weg durch den Schnee. Oft sank er ein, oft glaubten wir ihn verloren. Aber immer tauchte er wieder auf. Jetzt war er beim Haus. Er winkte nur und verschwand durch eine dunkle Lücke der gebrochenen Mauer.

Da ließ sich der Jakob nimmer halten. Er stürzte dem Zoos nach, suchte einen Weg durch den Schnee. Ein paar Burschen folgten ihm.

Wir hielten alle inne und schauten bald zum Haus, bald auf den Jakob und seine Gefährten. Bange Augenblicke vergingen. Jetzt erschien der Zoos wieder; auf jedem Arm trug er ein Kind. Wie leblos hingen sie an ihm. Schreiend stürzte der Vater vorwärts. Der Zoos ging ihm entgegen.

Da ertönte im Stall ein Brüllen. Einen Augenblick stand der Zoos still. Dann riß er sich den Kittel vom Leibe, legte ihn auf den Schnee und setzte die Kinder darauf. Der Jakob rang sich auf sie zu, während der Zoos zum Stall zurück stürmte und dort verschwand.

Jetzt hatte der Vater seine Kinder erreicht, hob sie auf und hielt sie zitternd in den Armen.

Wir schauten zum Haus und warteten. Da sahen wir, wie es wankte. Leise, dann stärker. Und plötzlich stürzte es krachend zusammen und begrub den Joos unter sich. Der Jakob kehrte sich um, wußte nicht, was er wollte, und schaute zitternd auf den Trümmerhaufen.

Hastig wühlten wir uns durch den Schnee zur Hütte und begannen den Schutt und die Trümmer weg zu räumen. Vielleicht war der Joos noch zu retten. Es war eine lange, bange und gefährliche Arbeit.

Endlich fanden wir ihn. Er lag im Stall zwischen zwei Kühen und hielt das Einbund der einen in der Hand. Ein Balken lag quer über ihm. An der Stirne trug er eine breite Wunde. Er war tot. Und es war seltsam: Im Leben hatten wir uns fast ein bißchen vor ihm gefürchtet. Im Tode sah er ganz friedlich aus.

Traurig über so viel Unglück, trugen wir ihn heim in seine einsame Hütte. Und nun soll er begraben werden. Und da müssen wir den Herrn Pfarrer haben. Auch sonst sind Sie wohl nötig; die Leute sind alle wie verstört."

So schrieb der Josef Anton, und es war wohl seit Jahren nimmer geschehen, daß er einen so langen Brief geschrieben.

Ich zauderte nicht, packte gleich den Koffer und fuhr noch am selben Tage meinen Bergen zu. Tief in der Nacht kam ich im Dörfchen an. Überall an den Hängen lagen Haufen von schmutzigem Schnee.

Am Morgen ging ich zum Gemeindefürstand. Dem flog ein heller Schein über das müde Gesicht, als er mich sah.

Zusammen stiegen wir zur Hütte von Joos hinauf. Er lag in seiner Kammer auf seinem Bett. Der Schulmeister hatte Recht gehabt; ganz friedlich war er anzuschauen. Die Stirne war mit einem Tüchlein zugedeckt. Ich hob es auf. Eine dunkle, weite Wunde klaffte.

Lange sah ich den Toten an und mußte an den Tag denken, da ich auf dem Berg sein Schicksal vernommen.

So war sein Hoffen nicht umsonst gewesen. Durch seine Schuld war einst ein Leben erloschen, jetzt hatte er zwei Leben gerettet und das seinige dafür hingegeben. Wer durfte hart über ihn sprechen? Wer wollte sich zum Richter machen über ihn?

Lange stand ich neben dem Toten. Und bevor ich ging, drückte ich seine kalten Hände. Und mir war, als hätte ich einen Freund zum letzten Mal begrüßt.

Tags darauf — es war ein klarer Frühlingsmorgen und die Berge schimmerten hell herüber — habe ich dem Joos in unserem kleinen, weißen Kirchlein die Leichenpredigt gehalten.